Die Unzufriednen in Wien mit Josephs Regierung.

Von

I. B.

1782.

Le peuple ne peut pas ſouffrir qu'on touche à ſes maux pour les detruire, ſemblable à ces malades ſtupides et ſans courage qui fremiſſent à l' aſpect du medicin, quand une fois les préjugés ſont enracinés c'eſt une entrepriſe dangereuſe et vaine de vouloir les reformer.

J. J. Roſſeau ſur le contract ſocial.

Schon hätte mit Herrn Jacobi manche Sommer- und Winterreise geschrieben werden können, seidem ich mein liebes Wien nicht mehr gesehen habe. Die größten und merkwürdigsten Auftritte für meine liebe Landsleute glaubte ich schon erlebt, und alles für und wider den grünen Hut, die Exiesuiten, Feyer- und Fasttäge gehört zu haben.

Aber wie erstaunte ich nun bey meiner Zurükkunft, als ich in den meisten Häusern Wiens mehr als jemals über die jetzigen Zeiten, und alle neue Einrichtungen schrecklich losziehen hörte. Ist es wohl möglich, sagte ich bey mir selbst, daß man allein in Wien nicht einsehen soll, wovon doch die weite

Welt voll ist? Unter Josephs Regierung soll — Doch! Wer sind wohl die Unzufriednen, und warum sind sie es? — Ich begab mich, so bald ich Zeit hatte, zu dem gewöhnlichen fürchterlichen Tribunal, wovon jeher Monarchen und Unterthanen ohne Unterschied die Musterung durchgehen mußten, und von allem, was heilig, profan war, räsonniret wurde.

Ein dicker Herr, der auf den ersten Anblick schon mit der Welt und uns armen Erdensöhnen nicht zufrieden aussah, weil er nun, wie schlimme Leute aussagen, seinen müssigen Körper als seinen größten Glaubiger mit einer schmalen Hausmannskost befriedigen müßte, wo er vor kurzer Zeit noch seinen Wanst mit einer wohlthätigen Pension gemästet hatte. Dieser dicke Lilliputier schrie lauter, als Cicero pro domo sua, eben als ich eintrat, mit einem Glas Wasser in der rechten, und mit einem Stück Küpfel in der linken Hand: — Ja! der Antichrist! der Antichrist kömmt schon— und das so fürchterlich,

terlich, daß ich schon zurück laufen wollte — Doch — dank sey es meiner Gegenwart, welche ich den Sesselträgern, Faßziehern, und dergleichen Leuten in Wien noch immer zu verdanken habe; ich nahm so geschwind, als ich konnte, meinen Hut ab, zeigte auf meine Stirne, öfnete den Mund, und wollte eben wie im Schakespear der Löw zu den Damen sagen: — Meine Herren! fürchten sie sich nicht; ich bin nur der — und betrachten sie meine Stirne, ob ich gezeichnet bin. Was doch der Antichrist, wie mir meine Amme immer sagte, seyn muß? — In dieser Stellung war ich noch, als des Antichrists Nachbar, der eben das Gegentheil von ihm zu seyn schien, und einem Philosophen ähnlich sah, — daß doch die Philosophen eine eigene Physiognomie haben — mich aus der Gefahr rettete, und dem Zeloten mit gemäßigter Stimme zurief: Was Antichrist! wir sind nicht in den schlimmsten Zeiten. — Es mögen auch boshafte, eigennützige, oder dumme Menschen schreyen, wie sie wollen. — Nicht in den schlimm-

sten? nicht in den schlimmsten Zeiten? Der jüngste Tag kann nicht mehr weit seyn, und daran ist unsere Regierung, unsere saubere Einrichtung Schuld. Sitten, Religion, der Staat, alles ist verdorben! Nie wars so schlecht. Man läßt den Menschen nicht mehr leben; der geistliche Stand wird verachtet, verfolgt, aber sie lieben alles, was nur den Anstrich von Menschheit hat, obschon das Alte immer das beste gewesen. Ich wollte ihnen unsere saubere Zeiten aufdecken — O tempora! O mores! —

Da ich bemerkte, daß es mich nicht angegangen, und sicher, ohne gefährlich, Fälle zu verursachen, mich auch neben dieser ehrsamen Gesellschaft setzen, und ein Herz stärkendes Getränke, welches ich nie nöthiger hatte, zu mir nehmen konnte; so faßte ich zugleich den Vorsatz (indem der Dicke schon seinen Wanst streichelte, als wenn er Gründe für das, was er gesagt, heraus holen wollte, und der Philosoph Toback schnupfte, so philosophisch, als wenn er deren schon genug hätte) alles,

alles, was sie sagen, ganz genau anzumerken, und, ohne mich in ihre Händel zu mischen, davon den Vortheil zu ziehen, daß ich bey jeder andern Gelegenheit die Vertheidigung meiner lieben Wiener über mich nehmen, und die unglaubigen Auswärtigen überzeugen könnte, wie sehr man in dem aufgeklärten Wien das Wahre vom Falschen unterscheidet, alles Gute zu schätzen, und allgemein mit Kopf, Herz und Mund unterstützet. Ich will aber auch guten Seelen nicht verdächtig werden, wenn sie etwas nicht einsehen; denn da will ich es auch nicht glauben.

Die Welt ist schon, so lange sie stehet, fieng mein Plato an, voll ärgerlicher und verführerischer Personen und Handlungen; voll Heucheley, Scheinheiligkeiten, falschen Religionseifers, pharisäischen Hochmuths, Bestechung, Verfolgung, Unterdrückung, nud Verrätherey. Aber die schwärmerische Liebe nur für das Alte bewegt die meisten nur über ihr Lächerliches, als Strafbares

 hinaus-

hinauszugehen, und über alles, was neu ist, zu klagen.

Das Ansehen und die Eindrücke, welche die Urtheile gewisser Menschen auf Kinder und Schafsköpfe in Wien und Abdera machen, zeigen solche Erscheinungen, wie wir täglich sehen und hören müßen. Die natürliche Trägheit oder das Unvermögen etwas zu untersuchen, ist mit Begriffen von Ammen, Wärterinnen, Müttern, Großmüttern, und dummen Lehrern zufrieden. Die Vernunft gewöhnt sich an die unsinnigsten Dinge, und setzet in dem Gehirne Ideen vest, welche weder Zeit noch Verstand, so wenig auch ihre Verbindung natürlich seyn mag, zu trennen im Stande sind. Hirngespinnsten wurde mit Wuth nachgesetzt, und wenn sie durch das Alter noch ein ehrwürdiges Ansehen bekommen, oder in einen Pomp eingekleidet sind, so werden sie halb vergöttert. Das ist die Ursache, warum so viele ungefühlte Mißbräuche in der Religion herrschen, und warum man nur von alten und heiligen Zeiten träumet, und auf der andern

Seite

Seite aber sich gegen Wahrheiten waffnet, denen man folgen müßte, so bald sie eingesehen würden? Religion und Sitten waren nie so verachtet und verdorben, wie jezt, schrie der Dicke. Was gab es noch in den mittlern Zeiten für gute Christen! — Aber jezt — Die Welt hat mit ihren Lastern die höchste Stuffe erreicht, sie kann sich nicht lange mehr erhalten. — Wenn sie mir das sogenannte mittlere Zeitalter zu einem Muster anführen wollen, so verweise ich sie auf die heilige Väter, ob die Welt zu den Zeiten eines Chrysostomus, Ambrosius und Augustins besser war. Ihre Homilien und Geschichten beweisen, daß die allgemeine Verdorbenheit noch um einen grossen Theil ärger gewesen. Das X. XI XIV. und XV. Jahrhundert zeichnet sich in den Sitten und Beyspielen vorzüglich aus; und wie Häberlin in seiner Geschichte Deutschlandes sagt: fand dort gar keine Mischung von Fehler und Tugend statt. Die Welt war mit dummen Aberglauben, und dummen Mährchen angefüllet; die Diener der Religion, nur

 bedacht

bedacht ihre Macht und Einkünfte zu vergrössern, und Vermächtnisse, Erbschaften, u. d. gl. zu erschleichen, vergassen ihrer geheiligten Pflichten — Luther und Calvin würden zu unsern Zeiten das Glück nicht mehr machen, welches sie in dem vorigen Barbarischen Zeitpunkte gemacht hatten. Nur dort sah man Gespenster, Hexen, und Hexenmeister, Könige in Bann, und Unterthanen durch Päbste von ihrem Eide der Treue losgesprochen; nur dort sah man den Aberglauben (den größten Feind der Menschheit, welcher Regenten die Kronen vom Kopfe stieß, und oft ganze Provinzen mit Leichen füllte) überall herrschen. Dank sey es der Vorsehung, daß diese heillosen Zeiten vorüber sind. Seit die Welt aufgeklärter ist, wird mehr auf das Wesentliche der Religion gesehen; und wenn wir auch noch lange nicht gereiniget sind. — —

Mein Tartüffe bekam schon unter dieser ganzen Rede Convulsionen, und ich bin versichert, wenn ihn diese Zeit hindurch der

verstorbene Gaßner, so wie ich, hätte beobachten können, er ihn für besessen gehalten, und alsogleich zu exorcisiren, angefangen hätte — —

Nun brach er endlich los — Ich habe auch die Geschichte gelesen, so gut wie sie; aber darinn nichts als liebenswürdige, heilige und gerechtsame Dinge gesehen, und gewiß erbaulichere, als zu unsern Zeiten. Wie oft müßte jezt der Bannstrahl Große und Kleine treffen! Wie viele Bullen auf die Fürsten donnern, und doch will man jezt noch besser seyn? Unter was für Zeiten ist dann der Geitz der Monarchen so hoch gestiegen, daß man der Kirche den schuldigen Tribut, die Einkünfte von Brüderschafter, Abläßen, Beneficien und dergleichen streitig gemacht? Unsere Vorfahrer waren nicht ungehorsam gegen den Pabst, und wagten keine Eingriffe in seine Rechte; Der Tempel des Herrn durfte noch ein Zufluchtsort der Mörder, Diebe, und aller Gattungen der Verbrecher seyn, weil die Geistlichkeit das Recht hatte,

sie dem Arme der Gerechtigkeit nach Belieben zu entziehen; die Brüderschaften durften noch machen, was sie wollten, wenn es nur die Kirche bereicherte; seitdem sie aber der Zierde der verkappten Männer, worunter man sich doch vor den Augen der gottlosen Welt verbergen konnte, beraubt sind, und wer auch gerne Buße thun wollte, nicht einmal den Weg der so erbaulichen öffentlichen Geißlung und Kreutzziehung mehr hat, ist das ganze Christenthum in Verfall. Dort konnte man noch über Nacht, und das ganze Jahr durch wallfahrten, die Tage der Heiligen, so oft man wollte, feyern, oder sich lustig machen, ohne daß Monarchen etwas darwider einwenden, und den Menschen zur Arbeit zwingen durften — Nur zu unsern gottlosen Zeiten wurden die Jesuiten auf Ansuchen der Monarchen, und nun schon mehrerer Orden der Heiligen ohne Concilium aufgehoben, die übrigen von ihren Provinzen und Generalen getrennt, und bis auf weitern Befehl ihnen die Vermehrung untersagt, ja sogar die Zunftfahnen, die doch so

prächtig

prächtig anzusehen gewesen, sind nicht in Ruhe gelassen worden. Nun soll auch noch allen Mönchen das Betteln gänzlich untersagt werden, und auf ihre erste Stiftung — O Tempora! Man läßt der Kirche nicht einmal mehr was in der Haut, wo doch im 18ten Jahrhundert die Päbste schon ganze Länder für die Kirche hatten. Wo ist der alte Religionseifer der alten Christen? Müssen wir uns nicht mit Beschämung auf die Creutzzüge gegen Unglaubige und Ketzer erinnern, da wir sie jezt gar ohne Verfolgung unter uns das Bürgerrecht nehmen lassen? O mores! Die Deutschen erhielten den Ablaß, um die unglaubigen Preussen zu bekriegen; die Spanier um die Mohren auszurotten; die Franzosen um die Albigenser zu vertilgen, und es wurden zu Bessers bey 60000 und zu Toulouse 20000 abscheuliche Unglaubige im Namen des Pabsts erschlagen.

Die Spanier erschlugen bey 15 Millionen unglaubige Amerikaner, ohne die heilige Inquisition noch zu rechnen, die Innocenz

nocenz III. zum Schrecken der Ketzer aufgerichtet, und solche den Dominikanern als den eifrigsten übergeben; indem er die löbliche Bettelorden errichtet, solche als Posaunen der Macht des Pabstes oder der Kirche, welche bey guten Christen noch einerley war, in alle Theile der Welt geschicket, und zur Erkenntniß von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe frey gesprochen hat. Niemals fiel es da den Christen noch ein, die Freygebigkeit der Monarchen gegen den Pabst, oder die Demuth Kaiser Friedrichs I. zu tadeln, daß er dem Statthalter Christi die Steigbügel gehalten hat. Da stunden die Kaiser noch unter dem Pabste, und durften ohne Bestätigung von Rom den Thron nicht besteigen, wie dann auch Ludwig der Baier von Johann II. deßwegen excommunicirt, und diese so gerechte Züchtigung von Benedikt XII. und Clemens VI. bestätiget wurde. Dort war keine Frage noch: ob der Pabst die Macht habe, Kaiser abzusetzen, und Unterthanen von dem Eide des Gehorsams gegen ihre Monarchen loszusprechen. Innocenz

cenz III. erregte Krieg und Aufruhr wider Friedrich II.; Gregorius VII. excommunicirte Anfangs Kaiser Heinrich IV. weil er die Bischöfe durch den Stab und Ring belehnte; sodann mußte er seiner Kronen beraubt nach Rom kommen, um Gnade bitten, wo er zur heilsamen Buße 4 Tage im rauhen Winter ohne Schuhe vor des heiligen Vaters Zimmerthüre, um vorgelassen zu werden, stehen müssen, bis endlich der Vertreter des Gottes der Liebe und Sanftmuth den erniedrigten fußfälligen Kaiser wieder in Gnaden aufzunehmen, und in seine vorige Stelle einzusetzen geruhete.

Niemand konnte zweifeln, daß der Pabst nicht der erste, und allgemeine Monarch, auch im Weltlichen sey; daß er nicht überall seinen Tribut abnehmen, und durch was immer für Wege Geld aus andern Ländern ziehen könnte. Die Monarchen wußten nichts von einem so verderblichen ketzerischen Kirchenrechte, und nahmen mit schuldige Demuth, als von der Hand des Höchsten —

sten — Hier blieb ihm der Athem aus — Nur ein Philipp der Schöne in Frankreich, fuhr mein Philosoph fort, indem er zugleich den Dicken mit der Faust zwischen die Schultern schlug, weil er an dem, was er gesagt, ersticken wollte, nur ein Philipp konnte jene Bulle Ausculta fili! worinn sich Bonifacius VIII als den obersten Monarchen nannte, und dem König Gesetze im Münzwesen u. d. gl. vorschreiben wollte, ich will nicht sagen, verbrennen lassen, sondern nur nicht annehmen, und dem Pabste diese herzliche Post sagen lassen: sciat tua maxima fatuitas, nos in temporalibus nemini subesse — Doch brechen wir hievon vorzüglich ab: denn sie würden nur noch mehr gegen sich beweisen.

Die Päbste haben ihre Gewalt zu weit ausgedehnt, und oft mißbraucht; die Bischöfe haben ihre Gerechtsame nicht eingesehen, und den Monarchen wurden ihre Rechte billig geschmälert, da sie Richter in Rom annahmen, die heilige Pflicht der Regentschaft mit Kundmachung fremder Gesetze theilten,

und

und weder die Erschütterungen, noch der Umsturz ihrer Thronen, die diese Nachläßigkeit zur Ursache hatten, eben so wenig als die ungeheuren Ströme des nöthigsten Geldes, welche jährlich aus ihren Ländern nach Italien flossen, in Betrachtung gezogen, und hintertrieben haben.

Es scheinet ordentlich, sagt Fleury, als säßen die Päbste nicht zu Rom, um solches heilig, sondern reich zu machen. — Es wird also besser seyn, wenn wir auf die ersten, als mittlern Zeiten der Christenheit zurücke gehen, wo noch niemand glaubte, daß die Kirche ein monarchischer Staat sey; wo niemand Herr, niemand Knecht, sondern alle als Brüder vereinigt gewesen. Die Apostel donnerten noch nicht Excommunicationen, und ihre Bullen waren nicht Episteln. Getreu ihrem himmlischen Lehrer, der ihnen alle Begierde zu herrschen verboten. Matth. im 23 Kap. 8 bis 10 V. Ihr aber sollet euch nicht Rabbi nennen lassen; nicht Vater, nicht Meister u. s. w. und Petrus saget

zu den Priestern in der ersten Epistel im 5 Kap. 2 und 3 V. „Weidet die Heerde „Gottes, welche unter euch ist, und habet „Aufsicht nicht gezwungen, sondern frey„willig wegen Gott, auch nicht um eines „schädlichen Gewinnstes willen, sondern aus „guter Zuneigung des Gemüths; auch nicht „als solche die über alles ihr Erbtheil herr„schen.„ Der heilige Bernard machte an den Pabst folgende Betrachtung: „Du „magst dich dieser Dinge nun anmassen, wie „du willst, so geschieht es gewiß nicht aus „einem apostolischen Rechte, und Petrus „hat dir das nicht geben können, was er „selbst nicht gehabt hat. Den Aposteln ist „alle Herrschaft verbotten; wenn du beydes „haben willst, wirst du beydes verlieren.„

Was aber den falschen Religionseifer, der bey 50 Millionen Menschen aufgeopfert hat, entschuldigen kann, ersehe ich weder aus den Beyspielen Christi, noch aus der heiligen Schrift. — Christus verwies dem Jünger Johannes seinen Eifer auf das schärfeste,

feste, als er in einem Flecken von Samarien Feuer vom Himmel regnen lassen wollte, und heilt dem Malchus das Ohr an. Lucas im 9 Kap. 56 V. „Des Menschen „Sohn ist nicht gekommen die Seelen zu „vertilgen, sondern sie selig zu machen.„ Die Religion hat öfter durch einen unvorsichtigen Eifer gelitten; und daher erfodert sie eine Evangelische Toleranz, wie der göttliche Gesetzgeber in Ansehung der Sadducäer und Samaritaner that. Weise Päbste, und wahre Väter der Kirche verirrten sich nie so weit; niemand soll sich ohne Bewunderung und Dankgefühl der Verdienste des grossen Ganganelli erinnern. „Die Vorsehung „hat mich nur als einen Wächter gesetzt, pflegte dieser merkwürdige Papst zu sagen, „über das Haus Israel sorgfältig zu wa„chen, und wir legen die Liebe zu oft bey „Seite, um den Glauben aufrecht zu halten, „und überlegen nicht, daß, wenn es nicht „erlaubt ist, den Irrthum zu dulden, es „doch verbothen seye, diejenigen zu hassen, „und zu verfolgen, welche unglücklicher Weise

 „darein

„darein gerathen sind.„ Mit einer nämlichen Gottesfurcht, die das Gepräge seines Charakters und Genies trug, wußte er das Interesse der Religion mit demjenigen der Fürsten im Gleichgewichte zu halten.

Nur ein Ganganelli wußte den höchst unangenehmen Streich, den das Haus Bourbon mit dem römischeu Stuhle bey dem Antritte seiner Regierung hatte, abzuwenden, was ein anderer mit einer weibischen Kleinmüthigkeit nie ausgerichtet haben würde — noch jetzt mehr ausrichten wird. Dieser große Mann, dem die Protestanten in London ein herrliches Denkmal gesetzt, in welchem sie ihn, als „einen Fürsten „ohne Favoriten, als einen Pabst ohne Nepoten, als einen Heiligen, den die Katholiken verehrten, die Protestanten aber liebten, und mit einem Worte als den besten „römischen Pabst gerühmet haben.„ Dieser Pabst voll Menschenliebe und christlicher Nachsicht hätte schon in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts leben sollen; so hätten

wir

wir weder die Trennung mit Luther, noch Jesuiten gehabt, und er hätte sich bey seinem 70 jährigem Tode den unerfüllten Wunsch, die durch eigne Schuld abgesonderte Glieder mit der Kirche wieder zu vereinigen, und durch Aufhebung der mächtigen Gesellschaft Jesu sich Feinde zuzuziehen erspart. — Genug! Genug! rief ein mit schönen Haarlocken feingepuderter Herr, der bis auf den Ganganelli ganz gleichgültig geschienen hatte — Denken sie wohl, daß die Lutheraner nur eine Hand breit gewichen seyn würden? Was hat ein Merz, u. d. gl. mehrere für Streit schon mit ihnen gehabt? Aber alles ist vergebens gewesen, und Ganganelli — verzeihen sie mir, sie sind zu sehr für ihn eingenommen. — Unmöglich ist diese Vereinigung — — Nicht so ganz, als sie glauben. Man sage erstlich nicht, daß unsere Glaubensgegner nicht zu einer Vereinigung geneigt wären, ob sie sich schon in einzelnen Punkten einem Merz und seines gleichen widersetzen. Aber nur durch Herstellung der ächten Kirchenzucht, und rechtmäßige

ſige Einſchränkung der päbſtlichen Gewalt könnte ein Hirt und ein Schafſtall werden. Es müßte ein Papſt voll Sanftmuth, voll Beſcheidenheit, Menſchenliebe und chriſtlicher Nachſicht, ohne Eigennutz, ohne Stolz, und von männlicher Gottesfurcht ſeyn, der das geſtattete, was ohne der reinen, unverfälſchten Lehre Chriſti geſtattet und nachgelaſſen werden könnte. — — Dürften wir nicht wiſſen, fragte der andere ſehr lakoniſch: worinn dieſes beſtünde.

Man laſſe den Prieſtern ihre Weiber, wie ſie lange hatten, und **Pius** II. ſagte: „ daß ihnen aus wichtigen Urſachen das Heyrathen verbothen worden ſey, aber aus weit „ wichtigern wieder erlaubt werden ſollte. „

Die Faſten, und die Verehrung der heiligen Bilder, die **Gregorius** II. die Bücher der Ungelehrten nennet, überlaſſe man der eignen Willkühr eines jeden Chriſten; man ermahne zum öftern Gebrauch der Sakramente, aber man zwinge niemand dazu;

man

man verbanne überhaupt allen Religionszwang, und lege den Christen kein anders Joch auf, als das süsse Joch, das ihnen Christus aufgelegt hat. Zuerst trette aber der Primat des römischen Bischofs in seine nur geistliche Gerechtsame zurück, und maasse sich nicht einer Gewalt an, die der Kirche nur allein zusteht. Der Pabst ziehe nicht mehr von Canonicaten, Bisthümern, Indulgenzien und Dispensationen unermeßliche Reichthümer aus allen Ländern. Man sehe nicht mehr, troz den Beyspielen der Demuth und Armuth ihres Meisters, die Nachfolger despotisch herrschen, und mit heiligen Sachen gewinnsüchtig handeln. Denn ihr wahres Erbtheil ist der Himmel, und die irdischen Dinge gehören für ihr Reich nicht.

Zwischen Pabst und Kirche erlaube man uns einen Unterschied zu machen, und beweise uns nicht durch einen **Bellarmin** die Unfehlbarkeit eines Pabstes, zu dem er selbst bey der Streitigkeit von der Gnade sagen konnte: „Eure Heiligkeit werden sie

„nicht entscheiden: denn Sie sind kein Theo„log, und sehen die Sachen nicht ein, „ ob er schon ihn sonst, wenn er die Jesuiten nicht angrief, für unfehlbar hielt.

Die Kirche (sagte dieser mit Erlaubniß der Jesuiten, aber nicht des Ganganelli, heilige Mann) müsse sich Anfangs mit Liebe und Demuth einschmeicheln, um nach der Hand despotisch zu herrschen. — Ich würde aber vielmehr sagen, die Kirche soll nicht fanatisch, nicht hartnäckig, nicht verfolgerisch und grausam seyn. Die Aufrichtigkeit, sagt Fleury, ist die Grundlage der Religion. Diese hat weder menschliche Statsgriffe, noch andere Kunstgriffe nöthig. Was werden aber die Mönche dazú sagen, fragte einer aus den Anwesenden. — Die Christenheit würde nicht zu Grunde gehen, wenn auch keine Orden wären; die Gesetze waren so lange tadelhaft, als sie den Unmündigen erlaubten, mit einer Freyheit zu schalten, deren Werth sie nicht kannten. Unmündige, die Schulden machten, konnten nicht zur

Bezah-

Bezahlung gehalten werden; wo aber ein heiliger Schleyer das Aug eines Profanen umhüllte, durfte die Geistlichkeit mit der verhandelten Freyheit nach Belieben tyrannisiren.

Tausend und tausend auf diesem Erdballe seufzen noch in Geheim über den Augenblick ihres Irrthums, und halten sich für Sclaven, die ein Tyrann in einem eisernen Käfich eingesperret hat. So fesselt eine grausame Schwärmerey und der Aberglauben so viele weibliche Seelen in einem heiligen Gefängnisse. In ihrer Kindheit furchtsam, einbilderisch, hintergangen, durch einen prächtigen Enthusiasmus betäubt, finden sie sich bey reiffern Jahren hinter unzerbrechlichen Riegeln betrogen. Vest überzeugt, daß sie nach ihrem Tode nicht weniger in Himmel gekommen wären, wenn sie auch nicht ihr Leben zur Hölle gemacht hätten; überzeugt, daß das Joch, welches die Freyheit unterdrücket, nicht das Joch eines gütigen Gottes, und ein gezwungenes Geis-

seln, Fasten und Betten, kein Gott gefälliges Opfer sey, bleibt ihnen nichts übrig, als der Tod, der das Ende ihrer Qualen ist. Kann ein grausamers Leben seyn, oder kann Gott an den Thränen der gezwungenen Unglücklichen, die bis zur Verzweiflung, durch ihre vorgebene Klagen und Thränen gebracht werden, ein Wohlgefallen haben? Und so gehen so viele, sowohl männliche als weibliche Seelen für die Welt und Gott verlohren. — „Mein Joch ist süß.„ Wie kann dieses aber werden, wenn man diesen Unglücklichen die Pforte ihrer Gefängnisse nicht öffnet, und ihnen die Freyheit zurück giebt, welche sie so unbesonnen verkauft haben? Nur ein Joseph weiß die Fesseln zu brechen, und Gott und der Welt dadurch zu nutzen.

Ha! Ha! Denken sie Ihnen, daß sie so schlecht leben? Man befindet sich in den Klöstern besser, als wie wir — — Ich schätze den rechtschaffenen Mann in iedem Stande, wie es deren auch überall giebt; die aber,

aber, welche etwann in den Ordensstand tretten, um der Unthätigkeit willen unter dem Schatten des Fleißes auszuruhen, und von dem Schweiße der Armen zu leben, die gleich den Pharisäern andere Kleider tragen wollen, um sich durch ihre Tracht den Leuten ehrwürdig zu machen, und solche als ein einträchtiges Pfand einer unthätigen Faulheit betrachten; die, indem sie der Wittwen Häuser fressen, und den wahren Gott zu gewissen Stunden in einem unverständigen Latein anzuschreyen, für ein ordentliches Handwerk ansehen, und stumm, und dumm ihr Lebtag bleiben wollen; solche, die den Weg zum Himmel so schmal machen, daß sie über die armen Sünder in der Welt nur die Achsel zucken, selbst aber nur, weil sie schlechten Fortgang in den Wissenschaften gemacht, und die Arbeit fliehen, in Klöster gehen, dann ihres Heldenmuths sich rühmen, sich erniedrigen, und die öffentliche Ehrerbietung dadurch auf sich ziehen wollen; die mit vorsetzlicher Unterhaltung der Unwissenheit in Religionssachen nur Aberglauben,

ben, Schwärmereyen und Mißbräuche in die reine Lehre bringen, und für wesentliche Dinge der Religion ausgeben: ja sogar es wagen, Gott in dem Tone ihrer eignen Leidenschaften reden zu lassen, einen barbarischen Gott predigen, und dadurch den Menschen so oft, eher zur Verzweiflung bringen, oder dahin verleiten, daß man lieber an keinen Gott, als an einen so grausamen Gott, und an eine Kochemische Zukunft zu glauben sich entschliesset.

Diese alle also würde ich als Ungeheuer gänzlich aus der menschlichen Gesellschaft vertilget sehen — wünschen, und nur, wenn von allen den übrigen einige auf ihre erste Stiftung und Ordensregel reducirt, und den Bischöfen gänzlich unterordnet seyn würden; wenn durch das Verboth Kinder aufzunehmen, und durch Verminderung der untauglichen und unbeholfnen Studirenden jeder Unfug abgestellt seyn wird: dann werden wir unsern Glaubensgegnern nicht mehr lächerlich seyn, nur wahre Prie-

ster,

ster, und der Staat, statt so vieler tausend Müßiggänger, so viele nützliche Bürger haben — bis jetzt hatten wir für die Welt zu viel Taugenichts, und diese Reform ist für Joseph die nöthigste.

Das können nur schlechte Christen sprechen, sagte der gepuderte Herr, den ich nun für einen aus der Exgesellschaft erkannte; die Aufhebung der Klöster ist höchst unbillig. Erstlich können wir nicht zu viel Buß-Oerter, und zweytens nie zu viel Geistliche, auch in Städten haben. Der Altar, der Beichtstuhl und die Kanzeln müssen versehen werden. Wie kann man sie Müßiggänger nennen? Daß es aber sehr löblich und heilig sey, aus der sündigen Welt sich zu entfernen, und gemeinschaftlich Gott in der Einsamkeit zu dienen, hielten schon die ersten Christen dafür; aber nun fängt man erst an, die Stützen der Religion zu untergraben, um solche erschüttern zu können, und da muß man die Orden unter dem Vorwande, als wenn sie dem Staate nachtheilig wären, am ersten aufheben. — — —

Was

Was den Altar betrift, hatten wir Priester, und in den Pfarrern Meßen genug. Der Beichstuhl könnte eben dort, und vielleicht noch besser versehen werden. In dem Kloster predigen zween, zum Glück, meist nur leeren Stühlen.

Dazu ist in der Stadt alle tausend Schritte ein prächtig ungeheures Kloster, wovon kaum der zwanzigste Theil, noch ohne Frauenklöster, der Stadt nur im geringsten nützet, wohl aber den empfindlichsten Schaden zufügen, da sie den Baum einnehmen, Theurung und Mangel an Lebensmitteln verursachen. Aber sie führen mich auf die erste Christenheit.

Als **Pachom** die bekannten Klöster zu Tobenes stiftete, und Hieronymus nachher die Regeln vest setzte, waren die Mönche Laien, stunden unter den Bischöfen, und hielten vier Hauptpunkte, nehmlich die Einsamkeit, Handarbeit, Fasten und Beten. Wüste Einödden, wo unfruchtbares Land,

heisser Boden, scheußliche Wüsten, wo nur Wasser war, und sonst niemand benutzte, waren ihre Oerter, um welche sie keine Processe, die die Thränen ganzer unglücklich gemachten Familien kosteten, zu führen nöthig hatten; dort wohnten sie in Zellen von Rohr, beteten für sich und andere, ernährten sich aber auch selbst. So war es lange. Sie wohnten nicht in prächtigen Wüsteneyen, hatten nicht Könige, wenn sie auch nur ein Kreutz trugen, zu ihren Anführern, und nicht so viel fruchtbare Landschaften, die ihre Unterthanen für sie sauer bearbeiten mußten.

Noch weniger entsagten sie der Welt, um in Städten, in prächtigen Einsiedeleyen beysammen zu wohnen, eine andere Kleidung, als die übrigen Priester zu tragen, und in den sogenannten Klöstern, welche der blinde Eifer des frommen Volks mit übermäßigen Reichthümern, wovon oft so viele tausend Familien reichlich leben könnten, angefüllet, ihr Leben ruhig und in sorgenlosem Müssiggang zuzubringen. Die

Fürsehung hat den Menschen überhaupt zur Gesellschaft bestimmet, und die strengste Verbindlichkeit ist, uns unter einander liebreiche Hand zu leisten, und auf dieser sonst traurigen Pilgrimschaft zu unterstützen.

Ist es nicht der allgemeine menschliche Trieb; und so wenig auch die Menschen für sie thun mögen, wie können sie doch vergessen, daß sie ihnen mehr dafür schuldig sind, als ein Deo gratias —— Schuldig? Was sie in ihrem Sammeln bekommen, das giebt ihnen der Menschen Gutherzigkeit, oder Eitelkeit, oder Dummheit; die beyden erstere belohnen sich selbst, und die letztere verdient zur Strafe gezogen zu werden. Mundus vult decipi. — —

Ich fürchte selbst, daß dieses der Fall ist, und mache daher 3 Classen. Die ersten hintergehen das fanatische Volk, welches den Mann im braunen, weissen, oder rothen langen Rocke, mit einem langen Bart und Stricke, schon für einen andern Menschen,

als

als den im schwarzen hält; aus Dummheit, weil sie selbst hintergegangen sind; die andern aus Schlauheit, weil sie Ansehen und reichlichen Unterhalt dadurch gewinnen, wenn sie das unwissende Volk bethören; Sie trieben daher nur ihren Spaß mit uns, und machen ein so feyerlichs Gesicht dazu, wie ein Katuktu von Thibet, wenn er den ehrlichen Tartarn sein Pülverchen zu Ehren des grossen Lama austheilet; in Geheim lachen sie aber selbst über die feyerliche Rolle, die sie spielen, und denken: die Welt will betrogen seyn, ob also wir, oder andere sie betrügen. Endlich die dritten sind ehrliche Leute, die gegen Vernünftige kein Geheimniß daraus machen, daß alle ihre scheinbare Beschwerden auf eine Gewohnheit ankommen, und daß das erstaunte Volk vielmehr Beschwerlichkeiten auf der Welt ausgesetzet sey; da sie aber keine Möglichkeit sehen, auch mit Verwerfung aller offenbaren Ungereimtheiten, Erfindungen des Betrugs, und Fanatismus, die alberne Mährchen, womit die Köpfe des Volks und ihrer Col-

legen angefüllt sind, zu vernichten, so wagen sie es nur, denselben einen erträglichen Sinn zu geben. Diesen leztern muß der Monarch durch weise Anstalten zu Hilfe kommen, und nach und nach die Köpfe öfnen, wodurch Betrügereyen entlarvet werden. —

Allmosen geben wird doch immer ein christliches Werk bleiben? — Allerdings ist es ein gutes Werk, wenn man Allmosen giebt, und den Armen in seiner Hütte aufsuchet, um ihm zu helfen; schön und edel, wenn man überall Wohlthun verbreitet; aber nicht mehr ist es recht, wenn man auch das nöthige weggiebt, und Trägheit unterstützet, wodurch viele tausende, die mit einem Pfluge oder Sense, mit dem Grabscheide oder Mauerkelle bewafnet, der ganzen Menschheit viel, und gewiß Gott gefälliger nützen könnten, den Fluch, ihr Brod zu verdienen, abzulehnen, und in einem unthätigen Leben, Gott und dem Menschen unnütz sich ernähren zu lassen, bewogen werden. Diese Aufopferung der Freude dieser

Welt

Welt gründet sich auf einen wesentlichern Nutzen, als ein bigotter Eigensinn ist. Christus verbot den Aposteln, den Menschen zur Last zu seyn. — Sie, die sie die erste Classe der Diener des Staates ausmachen, müssen von ihm mehr als nur nöthigen Unterhalt haben. Der Staat hingegen, der sich reichlich erhält, erwartet dafür, daß der Unterthan an ihnen einen Freund und Rathgeber habe; daß er von ihnen die Pflichten auch gegen einen Fürsten, gegen sein Vaterland, wie gegen Gott, seinen Nächsten und sich selbst lerne. Dieser so wichtige Theil kann also keine Zuflucht der Unwissenheit, Faulheit und Unbeholfenheit seyn.

Wohl besorgte Erziehungs- und Priesterhäuser, wo die genaueste Prüfung in einem Alter, wenn die heftigste Leidenschaften sich schon geleget haben, beobachtet wird, müssen dem Staate eine genugsame Anzahl geistlicher Hirten liefern, welche mehr von Gott reden werden, um ihn liebenswürdig zu machen, und die Menschen zur Demuth,

 Sanft-

Sanftmuth und Weltgeduld zu ermahnen; und da sie durch ihr exemplarisches Leben selbst den Grad der menschlichen Tugend, indem wir ihnen nachfolgen sollen, zeigen, wird ihre geistliche Ermahnung von weit größerm Nutzen seyn. Man würde keine theologische Zänkereyen mehr haben, und unter den Dienern des Altars würden keine unruhige Köpfe, Rottirer, und intolerante Menschen seyn; alle verträglich, einsichtsvoll und weise, würde man keinen Parteygeist mehr kennen, statt vieler finstern, kalten, und verdrüßlichen Mönchen, nur Brüder und wahre Priester haben. Der wahre Diener des Herrn erkennt, daß er nie aufhören darf für das allgemeine Beste mitzuarbeiten. —

Es giebt solche menschenfreundliche Männer schon genug, deren ganze Absicht dahin geht, dem Ewigen dadurch zu gefallen, wenn sie ihrem Nächsten dienen, und die edelmüthige Pflicht erfüllen, die Schmerzen ihrer Mitbürger zu lindern, alles aus christlicher Liebe für andere, und nichts für sich

selbst

selbst thun, weil sie erkennen, daß gute Werke dem lieben Gott gefälliger, als Opfer sind. Freywillig unterziehen sie sich Arbeiten, wovor andere zurück beben. An den Betten der Kranken angeheftet, warten sie solche barmherzig mit eigenen Händen, trösten sie, und zeigen ihnen ihre glückliche Auflösung, und den gütigen Gott, der ihrer wartet, ohne daß sie diesen Unglücklichen die letzten Augenblicke mit Phantomen aus ihren Fabriken noch fürchterlich machen. Solchen Nachfolgern der Apostel, Priestern des gütigen Gottes, Vätern der Christenheit, und Lehrern der reinen Religion wird unsere ganze Ehrerbietung sowohl im Leben als nach ihrem Tode folgen. —

Sagen sie mir, ist dieses nicht der ursprünglich heiligen Gestalt der alten Kirche mehr angemessen? und zielen nicht alle neu ergangene Verordnungen eines menschenfreundlichen Josephs nur dahin? Die der Geistlichkeit zu vermindern, dieselbe brauchbarer und dieselbe allgemein nützlicher zu ma-

chen, ist die Absicht des Monarchen. — Aber alle angegriffene Herrschaft ist rachgierig; und was kann rachgieriger seyn, als herrschende Irrthümer, die vom Volke angebetet, und vom Eigennuz unterstützet werden? — — Hier sprengte einer der rothen Ballen, worüber der dicke Herr, der unter dieser ganzen Rede zum Glücke in einer Verzukung oder Schlaf gewesen, erwachte —

Ja! ja! Der Welt ihren Lauf lassen, seine Schuldigkeit so eben hinthun, und immer Gutes vom P. Prior sprechen, ist eine alte Mönchsregel, und wahr. So lange man von allen dem Plunder nichts wußte, waren die Menschen glüklich; aber nun steht der Gaul hinter dem Karren, fahr zu, Fuhrmann! Ist nicht eine allgemeine Klage über diese Zeiten? Sagen sie! — — Ich habe ihnen schon gesagt, versetzte der Philosoph, daß die Klagen meist daher kommen, weil so viele nur zwischen Wachen und Träumen über den Lauf der jezigen Welt klagen, und auf ihrem Sopha ausgestreckt, von Feenschlössern,

schlössern, Schlaraffenländern, und goldenen alten Zeiten träumen.

Die mechanische Tendenz, die Pferde beym Schwanz zu zäumen, ihren eigenen Esel für ein Pferd, und aus Eigensinn, Bosheit oder Nutzen eines andern Mannes Pferd für einen Esel anzusehen, kömmt daher, weil die wenigsten Menschen ihre eigenen Organen gebrauchen, sondern aus Trägheit lieber mit fremden Augen sehen, mit fremden Ohren hören, und durch fremde Köpfe sich zu Narren machen lassen. Der Mensch ohne Bildung ist wie ein Stück Holz, oder Marmor, je nachdem man ihn schneidet, hobelt oder hauet. — Unter der Hand des Künstlers kann ein Gefäß oder eine Statue, oder ein Nachttopf aus ihm werden; alles, was Zeit, Umstände, Gewohnheit und Bedürfniß, Schurken und Narren aus ihm machen wollen. Es braucht nur einen schlauen Schurken, um hundert dumme Knaben an einer Kette zu führen, wohin er will; und da immer eine

unendlich kleine Anzahl weiser und guter Menschen gegen das Heer der Schafsköpfe, Narren, Gecken, eigennütziger Schurken und Bösewichter ist; so ists kein Wunder, daß die gemeinnützigsten Vorschläge, die auf das Wohl ganzer Nationen abzielen, am öftesten verachtet, und da deren Dichten und Trachten nur dahin geht, alles zu verhindern, zu vergraben, und wo möglich gänzlich zu zernichten, was Weise und Gute unternehmen, so wissen sie kein bessers Mittel, als die Sprache des von tausend Vorurtheilen eingenommenen Volkes anzunehmen, und ihre Gegner als gefährliche Menschen, Schwindelköpfe und Freygeister zu verschreyen.

Heil dem Vater, der Muth genug hat, sein Volk zu retten, und alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen, wodurch gedankenlose Menschen dahin gebracht werden, die Bande noch zu küssen, womit sie gebunden sind. Warum soll zu unsern Zeiten noch Dummheit und Aberglaube unter uns thronen dar-

fen?

sen? Die Freyheit zu denken, und unsere Preßfreyheit ist der sicherste Weg, das ächte Gold, welches überall mit unächten Metallen vermischt ist, entscheiden zu lernen, und dieses große Geschenk allein kann die größte Revolutionen unserer Staaten unter Josephs Scepter hervorbringen — — — Wollen sie auch noch unsere Censur vertheidigen, und die Schmierereyen für etwas Wesentliches ausgeben? Das ist scandalos! Pfuy! Die Kerls sollen sich auf was anders, auf was Reellers legen, als den Ketzern im Reich es nachzumachen. Wir haben Bücher genug, und bey allen Fragnern trift man Folianten in der Menge an. Ein Cochem, ein Reisenstuhl, ein Neumaier, ein Pichler, ein Weißlinger, ein Becar haben genug, und die besten Werke geschrieben; und mit Mechtildis und Gertrudis Erscheinungen wäre die Welt glücklich geblieben. Jetzt — nicht einmal was zu lachen, können die jezigen Skribler mehr machen, und einige ausgenommen, wie die moralische Wunden u. d. gl. sind die übrige gar nicht zu lesen;

doch denkt oft mancher noch sein Glück damit zu machen, und mit ihren Kenntnissen Bedienungen zu erlangen.

Ich hatte tausend Gulden, und durfte nichts als schreiben, nebst ein wenig rechnen können. Wir lebten gut und ruhig, obschon wir in der Kanzley mehr Aufseher als Arbeiter hatten. Der Teu - - - hol alle diese Neuerungen. Nein! Es leben die Dummköpfe! Wissenschaften machen die Menschen schlimm.

Wir haben lange schon ohne alle diese gelebt, und könnten noch länger leben. — Der Homunculus biß aufgebracht in sein Brod, und mein Philosoph sagte, ohne sich dadurch stören zu lassen — — — Die Einschränkung der Vernunft war die Mutter des zahllosen Gefolges, dummen Aberglaubens, der tobenden Schwärmereyen, Tyranney, Ungeschliffenheit der Sitten, Verderbniß des Herzens und der allgemeinen Barbarey.

So lange die Freyheit zu denken in einem Staate eingeschränkt, und alles, was ohne Nachtheil der Religion und der Regierung gesagt werden kann, zu sagen verboten ist; so lange noch eine Menge ehrwürdiger Gebräuche den Mund der Weisen verschliessen, so lange ist nicht zu hoffen, daß die Unwissenheit besiegt, Dummheit und Aberglauben verdrängt, und die Unterthanen ganz glücklich werden. Schon ein sicherer Beweis einer gemäßigten Regierung ist es, wenn sich Licht unter die Unterthanen verbreiten darf. Die Freyheit zu denken ist das Maaß der bürgerlichen Freyheit, und der Beweis, daß der Regent über die Furcht, und sein Volk über die Gefahr der Unterdrückung erhoben ist. — — — Aber gewisse Personen, und gar geheiligte Personen — wie solche gottlose Büchelchen jetzt so frey unter uns herumgehen. — — Wenn sich der Souverain selbst nicht von Kritiken ausgenommen wissen will, wer darf sich besser als der Gesalbte dünken? Dessen Handlung gerecht und gut ist, der ist über alles, was

man sagen kann, erhaben, und wer scharffe Feder fürchtet, klagt sich selbst an. Die Gerechtigkeit soll dasjenige an das Licht bringen, was stolze und strafbare Seelen, sich nicht zu begehen geschämet hatten. Nie darf das Ansehen und die Liebenswürdigkeit des Standes das Laster verschönern, oder durch eine Wendung, die man der Sache giebt, und durch den Schleyer, den man über das Fehlerhafte zieht, der Begrif oder das Gefühl des Schändlichen benommen werden. Es wäre vielmehr nützlich den allgemeinen Charakter, und die Geschichte jeder besondern Classe, sowohl vergangener als gegenwärtiger Menschen mit allen unterschiednen Farben aufs getreueste gemacht zu haben: weil solche Schilderungen und genaue Geschichte kein geringes zu Beförderung der Menschenkenntniß, Selbsterkenntniß, Lebensklugheit, und zu Verbesserung der Denkungsart, Sitten, und verrosteter Vorurtheile beytragen würde. Unter dem Schleyer von Ehrlichkeit Tugend und Religion hat Ungerechtigkeit, Tyranney, Untreue,

treue, Bestechung, Undankbarkeit, Hochmuth und pharisäische Heucheley aller Gattungen, immer die Welt belogen, und nur weil sich Niemand wagen durfte den heiligen Schleyer abzuziehen, immer ungestraft betrügen können. Es giebt Laster, die man nicht genug entblössen kann, um sie in ihrer wahren Häßlichkeit zu zeigen, und an denen man nie zum Kuppler werden darf. Wehe dem Auctor, der den Muth nicht hat, seinem Mitbürger zu sagen: „Ihr habt nur „den äussern Schein der Religion und Men„schenliebe, aber ihr seyd klein, haltet auf „Mißbräuche, Aberglauben, ohne Wahr„heit, ohne Menschlichkeit habt ihr kein „Mittelding, da ihr alles mit Unsinn ent„weder verfolget, oder eben so ungeprüft da„für eingenommen werdet.„

Wehe dem, der noch schmeicheln kann, und dadurch sie noch mehr verderbt. Die Zukunft, dieser fürchterliche Richter, wird unpartheyisch urtheilen; die Zeit wird uns so richten, wie sie unsre Vorfahrer richtet,

und

und unser liebes Deutschland jetzt mit Abscheu auf die Geschichte ihrer innerlichen Zwistigkeiten, Schwärmereyen, und theologischen Wuth in gewisse Jahrhunderte zurückweiset.

Der menschenfreundliche Name der Wohlthäter ihrer Nation werden dort immer zur Ehre glänzen, weil sie unsterblich sind; die Namen aber derjenigen, die mehr geschadet, als genützt, es mögen Monarchen, Päbste oder Schriftsteller seyn, werden im Lande der Todten der Schande, mit der sie gebrandmarket sind, nicht entgehen. — — Aber die Religion muß heilig seyn, und sie anzugreifen — — Den rechtschaffenen Mann, den öffentlichen Wohlthäter seiner Mitbürger darf nichts abhalten wider Mißbräuche selbst des Gottesdiensts zu reden, wenn die Religion allzusehr mit Keinigkeiten überladen; und seine Pflicht ist es, die Laster der Diener der Religion zu entschleyern; aber sein Streich muß nicht die Heiligkeit der Religion selbst und des wahren Gottes-

dienstes

dienstes treffen. Nur die Nebenursachen greife er standhaft an, aber nie die Religion, die jedem Gliede heilig, und mit den bürgerlichen Gesetzen auf das genaueste verbunden seyn muß. Die Verfassung der Staaten und die Glückseligkeit des Volks können ohne Religion, die sie lehret, anführt, bewirkt, und erhält, nicht bestehen, und wo diese nicht der erste Gegenstand ist, verlöscht alle Sittlichkeit und Ordnung. Der Mensch ohne Religion ist Bösewicht; und die grausamsten Zuchtruthen und Tyrannen der Erde, waren Leute, die keine Religion hatten, oder nur ihre Maske trugen. Die größten Betrüger und hinterlistigsten Verführer waren Köpfe, die an keine Zukunft glaubten, Religion und Mißbräuche für einerley, und nur in dem Munde betrügerischer Bonzen hielten. Die guten Sitten, sagt Tacitus, galten bey der teutschen Nation mehr, als die Gesetze bey den Römern; ein Volk, das die Sittlichkeit der Religion ausübet, liebt Keuschheit, Mäßigkeit, kindlichen Gehorsam und Ehrfurcht für das Alter,

ter, eheliche und brüderliche Treue, liebt Arbeit, Ehrlichkeit im Handel, Wahrheit in Zeugnissen, Mitleid mit Elenden, Sorgfalt gegen Kranke und Nothleidende, Bescheidenheit und Sittsamkeit, Dankbarkeit, Entfernung von Verschwendung und Spiel, ist den Gesetzen mehr gehorsam und unterwürfig, weil es solche mehr ehrt und liebet, als fürchtet —

Und so macht Tugend und Religion das Band im moralischen und politischen System aus. Wer also die Religion anzugreifen wagt, ist ein öffentlicher Feind, und als ein überwiesener Störer des allgemeinen Besten aus der Gesellschaft, entweder als ein Rasender zu entfernen, oder als ein Verführer auf das schärfste zu bestrafen. Der bessernde Schriftsteller hingegen ist der öffentliche Lehrer und Wohlthäter der Menschheit, indem er Unwissende überzeugt, und Irrige belehrt.

Die öffentliche Stimme ist in diesem Falle der Richter, und brandmarket den Auctor entweder mit Schande, oder unterstützt

seine

seine Wahrheiten, und verläßt ihre Mißbräuche. Der heilige Paulus ermahnt die Glaubigen zu Thessalonika: „Verachtet die „Weissagungen nicht, prüfet aber alles, „und behaltet, was gut ist.„ Nicht der Neid, Eigensinn, oder Bosheit einzelner Personen muß hierinn Richter seyn: denn die Spinne saugt auch aus der Rose ihr Gift.

Nichts ist so gut, nichts so heilig, was die Menschen nicht übel auslegen könnten. Für Giftsauger wird auch das göttliche Wort, wie in der Bibel „das hohe Lied Salomonis, oder gewisse Kapitel in den Büchern Moses, im Buche der Richter, und das 16 und 23 im Propheten Ezechiel„ anstößig seyn. Die öffentliche Censur, mit weisen und einsichtsvollen Männern bestellt, ist der mächtige Zaum des Lasters, ohne daß der Verstand in seinem Heiligthume erstickt werden darf. Schlechte Bücher werden ohnehin ihr Glück nicht machen. Entweder Unsinn oder Widerlegung wird sie hindern,

Ansehen und Anhang zu gewinnen. Man kann aber nicht alles Unkraut ausrotten, ohne nicht auch den Waitzen mitzunehmen. Auf diese Art wird Freyheit mehr zum Besten der Wahrheit beytragen, als das Verbot der Unterdrückung. — — Das Gift aber, welches die Freydenker und Gottesläugner aussäen? — — Wo man das Gift kennet, läßt die wohlthätige Natur das Gegengift finden; wo man aber den Schaden verbirgt, ist die Wunde unheilbar. Die Freydenkerey ist zu unsern Zeiten aber bald aufgehoben; Nur Dummköpfe, die witzig scheinen wollen, oder Bösewichter, die sich vor einem Gott, der sie sieht, und vor einer Zukunft, wo sie gerichtet werden sollen, fürchten, sind dessen Läugner.

Man darf nur ihr Räthsel auflösen, so stehen sie da, wie Miltons Teufel im Paradies. Ein neuer Beweis also, nicht wider, sondern für die Wissenschaften. Keine oder wenig Vernunft macht den Menschen

zum Gottesläugner; viel bringt ihn zur Erkenntniß eines Gottes. Die Naturkündiger sind die Dolmetscher der Vorsehung. Zitternd wird der Weise diese Gottheit anbethen, wovon ihm sein Geist ein so schönes Bild macht; — — aber das Volk? Ein abergläubisches Volk ist besser, als ein aufgeklärtes; und Philosophen sind für jeden Staat gefährlich. — Philosophen, die Mißbräuche angreifen, den Aberglauben zerstören, und gute Grundsätze predigen, sind für den Fürsten und jeden Staat nützlich: denn sie haben kein eigenes Interesse, sondern sorgen für die Vernunft, für das allgemeine Beste, und lieben die Religion.

Man findet kein Beyspiel, daß Philosophen sich wider die Gesetze des Landes empöret; man findet aber kein Jahrhundert, wo Unwissenheit und Aberglaube nicht die entsetzlichsten Unheile und Unruhen erreget haben. Beherrschen sie die Fürsten, so verhindern sie solche, das Wohl ihrer Unterthanen einzusehen, und zu befördern; die Un-

terthanen empören sie wider ihre Fürsten, machen sie zu Räubern und rohen ungeschickten Menschen. Die Wissenschaften sind für jeden Staat nützlich; und Dank sey es der Vorsehung, daß sie bey uns in Schutz genommen werden.

Unwissenheit und Finsterniß sind für unsere Regierung nicht nothwendig. Unser gütiger Monarch will sein Volk glücklich, und zufrieden machen, warum sollen wir den Grad nicht wissen, in dem wir es sind? Das Gefühl von Billigkeit, welches uns unter einer gemäßigt gütigen Regierung zu Theil wird, ist die Grundlage zur allgemeinen Glückseligkeit, wenn noch dazu die Ueberzeugung kömmt, daß man durch andere Gesetze, durch andere Einrichtung nicht so glücklich, wie mit dieser, seyn könnte; alsdann ist die Glückseligkeit nicht mehr ein Raub der Bosheit oder des Eigennutzes. Man sieht an jeder Abänderung und Handlung das allgemeine Beste, und sein eigenes mit dem Besten des Staats auf das ge-

nauest

naueste verbunden; das Zutrauen auf seinen würdigen Regenten, auf die grossen Männer im Staate wird so groß, daß man mit Freuden, gleich jenen Bürgern zu Hannibals Zeiten, freywillig den Beytrag bringt, und gehorcht. Auch wir würden mehr Patrioten unter uns haben, wenn man mehr überzeugt wäre, daß es nicht mehr die Stimme ist, die ohne Aufhören zurief: Gieb! Gieb! ohne gesehen zu haben, ob die Ausgaben des Staates nicht mit geringern Unkosten bestritten werden könnten, ob es nur das, was der Unterthan mit Gemächlichkeit geben konnte, oder alles, was er hatte; ob er es dann mit Seufzen gegeben, ob er seinen Fürsten gesegnet, oder verzweifeln mußte. — — Aber leider! werden noch die weisesten Gesetze am wenigsten in ihrem wahren Lichte und Verhältnisse erkennet. Die meisten müssen sich der Willkühr derjenigen überlassen, deren Eigennutz, Bosheit und Zügellosigkeit es fodert, den weisesten und vorsichtigsten Einrichtungen zu widersprechen. Daher sehen sich so viele als die unschuldigen Opfer Gros-

ser und Mächtiger an, die mit ihrem Leben und Vermögen nach Belieben zu schalten gewohnt sind, und erkennen jede neue Einrichtung als einen neuen Grad ihrer Unterdrückung; wo doch das Wohl jedes einzelnen Bürgers mit dem Staate auf das genaueste verbunden seyn muß, und der Monarch nicht anders groß, und der Staat blühend seyn kann, als wenn die Unterthanen glücklich sind. —— —— Glücklich, glücklich? riefen alle mit dem unzufriednen dicken Faullenzer aus. Zu unsern Zeiten glückliche Menschen? Feenmährchen! Zauberschlösser! Unsere Vorfahrer waren es wohl. Wie man den Stephansthurm bauete, da kostete der Wein —— da war noch keine Trank- und überhaupt nicht so viel Steuer; da war nichts so theuer, und man ließ dem Menschen zu leben. —— —— Waren die Lebensmittel nicht so theuer, so war aber auch weniger Geld unter den Leuten. War die Steuer nicht auf den Wein, so war sie auf was anders verlegt. Zur Gründung und Erhaltung des allgemeinen Besten war im-

mer

mer grosser Aufwand nöthig, zu welchem nun das ungeheure Gleichgewicht mit andern Mächten zu erhalten, das meiste beyträgt. Jeder Bürger muß daher zur innern und äussern Sicherheit einen Theil von seinem Vermögen beysteuern, um den andern Theil desselben in Sicherheit zu setzen. Wie aber diese Einkünfte auf die unmerklichste Art gehoben werden können, müssen die am besten einsehen, die mit einem Blicke das Ganze übersehen können.

Dem Monarchen ist es einerley, wenn sie nur für seine Unterthanen, deren Glück Er durchaus befördern will, auf keine drückende, und für den Staat nachtheilige Weise gehoben werden. Es ist nicht mehr an dem, daß diejenige, die durch Erfahrung und eigenes Nachdenken mit weisen Vorstellungen zu kommen, und durch Abänderung glücklicher Aussichten in die Geschäfte zu bringen, im Stande sind, noch immer unterdrücket und verfolget werden, die Sache aber dennoch fruchtlos beym Alten zu verbleiben hat.

Der rechtschaffene Mann wird immer offenes Ohr finden, wenn er mit weisen Vorschlägen kömmt, nicht den Unterthan zu drücken, sondern ihm seine Last minder fühlbar und erträglicher zu machen. Es ist auch nicht mehr an dem, daß die Befehle der besten Monarchen durch die Diener verunstaltet werden. Selbst die Unterbeamte fangen an einzusehen, daß zu einem der Liebe und des Dienstes würdigen Diener ihres besten Fürsten mehr, als nur Diensttreue gehöre, daß sie mit nützlichen Kenntnißen ausgerüstet, und durch edle Eigenschaften des Herzens verehrungswürdig, Menschen und Gesellschafter zugleich seyn müssen.

Man sieht nunmehr in der Auswahl darauf, und als würdige Beamte werden sie die Bande der Gesellschaft, dessen Mitglied sie immer bleiben, hochschätzen, ihren Nächsten lieben, und so die vor Schaden warnende Freunde, und wohlthätige Rathgeber der Unterthanen seyn. Sie werden, indem sie Befehle ihres Oberhauptes gewissenhaft

senhaft ausführen, eine Menge Mißbräuche, die den Unterthan, ohne daß es der Monarch will und weiß, drücken, zu lindern, oder durch höhere Vorstellung abzuhelfen bemühet seyn. Die Minister, weise und tugendhaft können ohne Furcht und Schmeichelen ihrem würdigen Oberhaupte rathen, und machen es sich auch mit der edelsten Ehrbegierde zum größten Ruhme ihres Herzens, und ersten Pflicht ihrer anvertrauten Stelle, alles mit beyzutragen, um die Unterthanen ihres Monarchen glücklich zu machen. Jezt, da man dem Trägen, und für das allgemeine Beste Unempfindlichen zum Schimpfe auszeichnet, daß er nichts gethan, was seines menschenfreundlichen Herrn würdig wäre, und der Monarch jeden mit gnädiger Nachsicht aufnimmt, und ehe noch Fehler als wahre Verdienste übersieht; da die Leutseligkeit auf dem Thron, die Pracht und der Nationalstolz nicht in der Residenz anschwillt, sondern im ganzen Lande vertheilet, das Vergnügen nicht allein geniesset, sondern es lieber entbehret, als seinem

Volke theurer bezahlen läßt; da der Regent fern von Stolz und Despotismus sich für den ersten Diener der Gesetze ansieht, und mit jenem guten Könige uns zuruft: „Man „sage nicht, ein eigenmächtiger König sey „den Gesetzen seines Staats nicht unterwor„fen; der Gegensatz ist eine Wahrheit, der „sich auf das Völkerrecht stützet; die „Schmeicheley hat sie nicht selten be„stürmt; allein, gute Fürsten haben sie „gleichsam, wie Schutzgötter von ihren „Staaten ohne Unterlaß unter ihren Schutz „genommen. Weit billiger ist es mit dem „weissen Plato einzustimmen, der es für die „einzige Glückseligkeit eines Reiches hält, „wenn die Unterthanen den Fürsten, und „die Fürsten den Gesetzen Gehorsam leisten; „die Gesetze aber billig und zum allgemei„nen Besten eingerichtet sind. „

Da also der Monarch uns selbst überall mit seinem Beyspiele vorgeht, und der erste, welcher Projekte zum Besten des Staates selbst mit Begebung seiner eignen Vortheile

theile vorschlägt, und was Er auf nützlichen Reisen aus dem Beyspiele anderer Nationen und Regenten für seine Staaten von größerer Nutzbarkeit und allgemeinem Besten erlernet, auch mit Muth ausführt: sollen wir nicht glücklich seyn, oder wenigstens, wenn wir es allgemein einst fühlen, glücklich werden? — —

Wenn man uns nur das Alte gelassen hätte! (indem er sich traurig den Wanst rieb) Jetzt muß ich so unbillig von der Hälfte leben, und so sind so viele durch den neuen Pensionsstand unglücklich geworden! Wenn der Kammerbeutel nicht hinreichend ist, so hätte man eher eine neue Steuer errichten sollen. — — — Wahre Dürftigkeit hat noch immer den ersten Zutritt zum Throne; aber es müssen nicht Unverdienst und Faulheit seyn, welche die Gabe des Fleißes und Belohnung einärndten wollen, wofür nur das neue Pensions-Normale gesorgt hat. Der Monarch giebt und kann, wenns für Unrecht befunden wird, wieder nehmen.

Ja!

Ja! Er kann nicht zugeben, daß so viele auf Unkosten der Uebrigen im Müßiggange sich von dem, was Er seinen armen Unterthanen entzieht, mästen sollten.

Man wird zu seiner Zeit es einsehen. Man verliert nicht gerne, was man einmal hat, man mag auch durch was immer für Wege verdient oder unverdient dazu gekommen seyn. Die ausserordentliche Aufmerksamkeit also muß man bey Manchen Murren verursachen. Genug für die Hoffnung des Patrioten, daß der Monarch überzeugt ist, daß sein Volk nur nach dem Verhältnisse glücklich ist, als Er auf jede Kleinigkeit sieht, seine Unterthanen zu ihrer Bestimmung anhält, und auch wider ihren Willen durch weise und ökonomische Einrichtungen ihr Wohl befördert. — — Die Abgaben und deren Ungleichheit — — Der Nationalbeytrag kann nicht anders, als verringert werden. Man hat das Mittel gefunden, daß die Soldaten nicht mehr kostbar sind. Keine Verschwendung weder auf

Pracht,

Pracht, noch Günstlinge findet mehr statt; überflüßige Räthe oder unnütze Beamte werden künftig die Einnahme nicht mehr auffressen.

Joseph wird seinen unmittelbaren Aufwand leicht aus den Domainen, und die Bedürfnisse des Staates mit geringern Kosten bestreiten, die Schulden bezahlen, und genugsamen Vorrath anf unvorgesehene Fälle haben. Auch ist Er bedacht, die Unterthanen nicht anders, als nach dem Maaße der Einnahmen in den Ansatz zu bringen, und so, wie Er die Leibeigenschaft aufgehoben, überall nur Milde und Nachsicht für seine Unterthanen blicken läßt, wird unser bester Vater, obschon er uns nicht von allen Abgaben befreyen kann, wenigst, so viel möglich, die Gleichheit der Steuernden suchen. —— —— Rechnen sie den Betrug nicht auch? Oder denken sie, daß Er mit aller seiner Scharfsichtigkeit nicht genug noch wird betrogen werden? — Die Gerechtigkeit ist kein eitler Name; Ihr Schwerd fällt auf jedes strafbares Haupt. Mehr

aber

aber nur für die Großen schrecklich, weil sie größere Betrügereyen und Räube aller Art ausüben können. Man wird von keiner Gnade mehr hören für Verräther des Vaterlandes, und Minister, die das Vertrauen des Monarchen mißbraucht. Alle, die Bedienungen und Aemter bekleiden, werden in ihrer Aufführung sehr behutsam seyn müssen; und wehe dem, der die ihm anvertraute Macht gegen sein geliebtes Volk mißbraucht; welches bey nachsichtsvollen Gesetzen nur der Fall ist, wo Druckung und Malversationen oft ungestraft ausgeübet, und kleine Diebe meist nur gehangen werden? — Die Diebe sollen künftig ja gar nicht mehr mit dem Leben gestraft werden? Das wird was schönes abgeben, wenn die saubern Projekte noch alle ausgeführt werden sollen, und der Gerechtigkeit das Schwerd noch gänzlich aus den Händen gerungen wird. Oft, wo die öffentliche Sicherheit den Tod des Missethäters unumgänglich nöthig macht, wo eine augenblickliche Verlängerung des Lebens den Bürger neuen Angriffen aussetzen

kann — Aber der Modetadler, der die so lang übliche, und bey unsern Vorfahrern immer für nützlich und nothwendig angesehene Tortur abbringen konnte, wagt es auch die Todesstrafe zu bestreiten, so sehr alle neue Abänderungen zum Nachtheil der Nationalgesetze reichen mögen. — — Genug, daß Sie einer von den Mißvergnügten Wienern sind, sonst könnten sie gegen diesen verdienstvollen Mann, *) dem Wien so viel zu verdanken hat, nicht so unbillig seyn. Er hat nebst so vielen andern Dingen auch das Wort der seufzenden Menschheit, vor den Thron Theresiens gebracht, und Teutschland hat seine Befreyung vom Zweifeln und Aufklärung über die Tortur ihm ewig zu verdanken. Er hat seine Gründe geltend gemacht, und die Zärtlichkeit des Gewissens und Güte des Herzens der angebeteten Monarchin einen Zweifel entschieden, der nur darum so lang ein Zweifel geblieben, weil Gründen

und

*) Jeder Leser wird es merken, daß darunter der berühmte Herr v. **Sonnenfels** verstanden werde.

und Ansehen immer noch die Gesetzbücher entgegen gestellt wurden. — Ich denke, Joseph, und meine Muthmassung wird in Ansehung der Todesstrafe zur Gewißheit. — Nicht, wo die Vertheidigung der öffentlichen Sicherheit den Tod des Missethäters nöthig macht, sondern wo dem Wohl des gemeinen Wesens durch andere Mittel berathen werden kann. — Ausser dem Falle des göttlichen Gebots ist die Todesstrafe meist ein unwirksames Mittel, Verbrechen zu verhüten, und immer war die Frage, welche Straffe bey dem Verbrechen abhaltender sey, die Todesstraffe, oder eine geschärfte anhaltende Arbeit? Der entschlossene Bösewicht scheut den Tod nicht, und betrachtet ihn als einen unvermeidlichen Augenblick, der im Vergleich des Vortheils, wenn er seine That beherzt ausführt, für nichts zu achten kommet; sonst müßte die Erinnerung an denselben wenigst bey Vollziehung der Todesurtheile die Diebe auf Gerichtsplätzen abschrecken. Wenn es aber auf eine freye Wahl ankäme, würden jene

Verwegene, die den Nutzen der Gefahr das Leben zu verlieren, vorziehen, eine bald überstandene und beynahe ungefühlte Todesstrafe, der durch die Zubereitung und das Gepränge noch das Schrekliche benommen wird, einer ewigen Gefangenschaft und qualvollen Arbeit weit vorziehen. Wenn also die Gesetzgebung eine lebenslängliche Bestrafung vestsetzt, diese ohnweit mehr abschreckender, und gefürchtet werden muß. Zugleich verwandelt der Staat seine unnütze, auf was immer für eine Art unbrauchbare Glieder; und indem sie ihre Unwürdigkeit in einer müheseligen Arbeit weit schwerer fühlen, bleibt ihnen Zeit zur Reue und Besserung genug übrig. Damit sie aber zur Sicherheit auch auf immer von der menschlichen Gesellschaft verbannet bleiben müssen, zeichne man sie sichtbar auf ihre Wangen. — — Und was soll die neue Gerichtsordnung anders seyn, als ein neuer Beweis, daß Joseph dieser wichtigen Sache, die Millionen Menschen intereßirt, seine ganze Aufmerksamkeit geschenket habe? Jedem soll das Recht neu

gegeben werden, seine gerechte Sache zu vertheidigen. Die Vertheidiger im Namen der geheiligten Gerechtigkeit werden ihre Pflicht ohne Eigennütz erfüllen, und die Sache der unterdrückten Unschuld deutlich ans Licht setzen. Tausend und tausend Familien, die oft das Opfer der Raubsucht geworden, können gerettet werden, wenn den Prozessen keine Zeit gelassen wird, sich zu verirren, sondern wenn sie bey ihrer Entstehung untersucht, und auch den weitläufigsten eine gewisse Zeit bis zur Entscheidung bestimmet wird.

Denken Sie auch, fragte ein anderer, der die ganze Zeit gerechnet, und mit Lotteriezetteln sich unterhalten hatte? Denken Sie mit dem Verfasser der Blicke in die Zukunft, daß unter Josephs Regierung die Lotterie abkommen wird? — — Wahrscheinlich genug! Die grausame Göttinn Fortuna betrügt so viele Tausende, daß sie den Lohn ihres Schweisses, von dem sie lange leben konnten, in dieses betrügerische Rad

der Hofnung tragen. Die Leichtglaubigkeit des armen Volkes wird durch diese betrügerische Hofnung von einem Vortheil so sehr hintergangen, daß Dienstbothen zum Diebstahle, und Hausväter das ihren Kindern nöthigste Geld auf dieses so unsichere Interesse zu legen verleitet werden. Wie kann der Monarch, der sein Volk liebt, es so hintergehen sehen, da es durch das Glück geblendet, selbst nachzudenken nicht fähig ist. — Es ist ein erträgliches Gefäll für den Staat, und manche können dadurch glücklich werden. — — Als eine Abgabe kann es nicht betrachtet werden, oder sie müßte proportionirter verlegt werden, wo hier meist der hintergangene Arme bezahlt; für einen aber, der reich dadurch wird, es tausend Bettler giebt. Zudem ist das Spiel kein Weg zum Reichthum des Volkes. Das arbeitsame Volk ist reich; wenn der Ackerbau unterstützt und zum Nationalreichthum befördert; der Handlung so viel Freyheit, als möglich, eingeräumt; die Künste so viel aufgemuntert, als sie verdienen, und den Wis-

senschaften der Eingang in alle Köpfe gestattet werden: was für andere Wege haben wir nöthig, um reich und glücklich zu werden?

Nur die Juden, sagte der Dicke * * spötisch: nur die Juden giengen unserm Glücke noch ab; jezt haben wir vielleicht den Antichrist doch schon als Burger unter uns. Sind sie nicht auch für die Juden eingenommen? — — Erwarten sie nicht von mir, daß ich in diesem Falle minder aufrichtig seyn werde, obschon ich mein liebes Wien, und halb Deutschland wider mich habe? Aber wer immer auf unpartheyische Menschen warten, und wer sein Urtheil nach dem Urtheil des grossen Haufen abmißt, ist seiner selbst niemals sicher. Ich liebe alle Menschen, sie mögen Heyden, oder Christen seyn; warum soll ich die Juden hassen? Kann wohl was unbilligers seyn, als wie wir sogenannte Christen mit diesem unglücklichen Volke umgehen? Erstaunen sie nicht? Wir wollen es unpartheyisch prüfen, und se-

hen.

hen, ob wir Grund dazu haben. Ein Volk, durch die Blindheit seiner Väter von allem beraubt, ohne Ruhe, ohne Sicherheit wird noch das Opfer unserer Verachtung und grausamsten Verfolgung, weil sie eine andere Sprache, andere Sitten, und von ihrem Heile das nicht glauben, was wir glauben. Gott hat sie unter uns geworffen, um unsern Glauben durch ein herrliches Werk der Barmherzigkeit zu prüfen, und wir, die wir uns Christen nennen, haben stählerne Herzen, drücken und verfolgen sie, ohne daß wir die Absichten der ewigen Weisheit erkennen. Wie groß ist die Blindheit! Soll dieses merkwürdige Volk über den ganzen Erdboden wohl umsonst, oder nur darum zerstreuet seyn, damit wir es verfolgen können? Soll die ewige Weisheit nicht höhere Absichten gehabt haben, nicht uns zu einem Beyspiel und Warnung, daß die Hand des Höchsten uns auch treffen kann, so wie sie jene getroffen hat? Aber wir sind blind für unsere Sünden und Laster, und eben die warens, die das auserwählte jüdische Volk

und ihrer Gott von einander getrennet haben. Die Art der göttlichen Gerichte bringet es so mit sich, und die Aussprüche der ewigen Weisheit, des Allmächtigen, der nicht lüget, droht uns mit dem Maasse, und mit eben dem Grade der Nachsicht, weder bey Gott noch den Menschen. Gott hat dieses unzählbare Volk verworfen, aber er kann es wieder in den rechten Stamm einpfropfen, um bessere Früchte, als wir, zu tragen. Wie gieng es den Egyptern? Und zittere, grausames Volk, daß du noch ein Gott gefälliges Opfer daraus machst, um deine unmenschliche Lüste unter dem Scheine von Heiligkeit befriedigen zu können, und grausam genug zu seyn, dieses erbarmungswürdige Volk zu deinem Opfer von Habsucht, Verfolgung und Ungerechtigkeit zu machen. Der Herr kann und wird dich statt diesem von sich stossen: denn er hats gesagt — Ihre Beyspiele sind für uns schon demüthigend; denn sie sind bessere Aeltern, Hausväter, und getreuere Ehegatten. Sie glauben zwar nicht, was sie glauben sollen;

sind

sind aber dem getreuer und heiliger, was sie glauben, und die Einigkeit, worinn sie unter sich leben, sich beyspringen und lieben, ist Beweis genug von der Reinigkeit ihrer Sitten. — Aber vielleicht sollen wir sie hassen, weil sie sich auf unsere Unkosten bereichern, und uns in Geheim betrügen? — Ist nicht unser eigenes Beyspiel daran Ursache? Giebt es nicht christliche Wucherer, und entrissen wir ihnen nicht alle andere Gelegenheiten sich zu erhalten, indem wir ihnen den Zugang zu allen erlaubten Gewerben versagten? — Die Noth machte sie vielleicht zu dem, was sie sonst nicht gewesen seyn würden. Aber von Unmenschen verfolgt, unterdrückt, und ihnen alles entrissen, durften sie nur auf eine niedrige Art das Ihrige erwerben. Wie groß ist die Schande! Doch sahe man sie keinen so schändlichen Handel treiben — Sie verstehen mich doch? — Der Jud soll und muß ewig verachtet bleiben; man soll sie nie unter uns Menschen dulden, viel weniger, daß wir sie zu Bürgern annehmen. — — Schämen sie sich,

mein Herr! das ist die Sprache der Schlosserbuben, und des niedrigsten Pöbels von Wien. Wie können wir so viele Tugenden an ihnen gewahr werden, ohne überzeugt zu seyn, daß der Keim der bürgerlichen Tugenden nur unentwickelt bey ihnen verborgen liege? Als Christen sollen wir barmherzig seyn, und als vernünftige Menschen unsern eigenen Vortheil nicht verkennen. Was wollen wir diesem unglücklichen Haufen Ansehnliches entreissen? Der Staat kann aber gewinnen, wenn wir ihnen die Vorrechte einräumen, wodurch sie nützliche Bürger werden können. Man lasse sie jezt nützliche Gewerbe treiben, und zeige ihnen die Hofnung auf diesem Wege ihre gewiß große Fähigkeiten mit Ehren anzuwenden. Man verstatte ihnen die Freyheit, binde sie aber durch unsere Gesetze; hiedurch haben wir das Recht diejenigen zu bestrafen, die sich durch ungerechte Mittel noch zu bereichern suchen.

Sie werden unsere Aecker und Wiesen nicht mehr überströmen, und sich von den

Früch-

Früchten unserer sauren Arbeit ernähren dürfen. Diese reiche Quelle des Staats wird dadurch nicht unbenutzt gelassen, und wir werden den Nutzen und Segen einärndten, wenn wir sie durch Liebe für uns gewinnen, womit es uns vielleicht eher gelingen kan, sie zur Kenntniß unsers Glaubens zu bringen, oder wenigstens werden wir an ihnen thun, was wir wollen, daß auch uns gethan werde. —

Hier konnte sich der Dicke nicht mehr fassen; er sprang dreymal mit all seiner Geschwindigkeit um den Tisch, fluchte über die gegenwärtigen Zeiten, prophezeite aus allem die Ankunft des Antichrists, und daß der jüngste Tag so bald als möglich seyn würde, und beschloß, (indem er seinen Kreutzer bezahlte,) mit so gefährlichen Leuten, wie der Philosoph sey, nicht mehr zu disputiren, weil man sich nur ärgern müßte.

Von den Uebrigen hatte einer dieses, der andere etwas anderes an Josephs Re-

gierung, und an der Welt auszustellen. Der erste sagte: der Monarch unterstütze den Bauer zu sehr, und mache die Herrschaften zu Bettler — es war ein Pachter; der andere machte unsere Regierung zu einer despotischen; der dritte versicherte, wir hätten eine ganz militärische Regierung zu gewarten; der vierte klagte über die Verminderung der Be—soldungen, und über grossen Hauszins in Wien, weil er sein erschlichenes Quartier nun verlohren hatte; der fünfte zog über die Aufhebung der Klöster und über die Aufklärung los; denn er trank in Klöstern oft ein Glas Wein, und er war dumm; der sechste, siebente, achte, jeder hatte seine intereßirte Ursache zu klagen — bis sich endlich der Mißvergnügten einer nach dem andern verlohren, da es Mittag wurde, und keinem eine Noth anzusehen gewesen, ihren müßigen Wanst noch genugsam füttern zu können.

Mein Philosoph sah sich mit mir allein, und nachdem er ihnen mitleidig nachgelächelt

chelt hatte, fieng er also an: „Die unzufriedne Menschen! Das unvollendete Ideal von Glückseeligkeit sehe ich zwar noch vor mir, aber die Mittel zum Zwecke sind nach und nach gefunden und halb errichtet worden. Der Vater der Güte wird unser zur Besserung erschaffenes Geschlecht erleichtern, und zur größten Periode stimmen. Josephs Regierung muß den größten Einfluß in unser Teutschland haben. Je mehr sich die Fähigkeiten des menschlichen Verstandes erweitern, und sich Wissenschaften auch auf unserm mütterlichen Boden verbreiten dürfen, je mehr mögen wir hoffen, alles zum gemeinen Besten realisirt zu sehen. Die größte Periode ist da, in welcher alle gute Köpfe zur Verherrlichung der Vernunft und Glückseligkeit ihre Kräfte heiligen können.

„Die Philosophie, sagt Herr d'Alembert, wagt es ohne Hilfe ausserordentlicher Revolutionen allein nicht, Irrthümer „und Aberglauben anzugreifen, sondern „wartet bescheiden, bis die Zeit die Schran-

„ken

„ken öfnet.„ Und warum soll es uns allem Ansehen nach nicht zu hoffen seyn, da dieses Jahrhundert die Glückseligkeit wieder auf die Erde herab führen wird? Warum soll der Mensch, wenn er ausgetobet, nicht zu dem reinen Lichte des Verstandes zurück kehren; oder ist dieses große Geheimniß über unsern Verstand? Schon hat die Regierungsform und die Verfassung der Staaten eine völlig verschiedene Lage, seitdem man angefangen hat, die Gesetze mit dem Auge eines Montesquieu zu beurtheilen. Wie weit wir aber noch in der möglichsten Vervollkommnung zu steigen fähig seyn, läßt uns die erreichte Höhe einsehen, und aus dem Verfall anderer Völker den Punkt der möglichsten Vervollkommnung auf der andern Seite des steigenden Erkenntnißes sicher finden. Aber alle große Projekte sind vom Anfang der Weltepochen bis auf unsere Zeiten nur von denen ausgeführt worden, die bestimmt waren, mit ihrem Plan durch alle Chimärische Schwierigkeiten, und durch die Phantomen von Bosheit, Eigennutz und

Neid

Neid durchzudringen; nur von denen, die fähig und würdig waren, an der Spitze ihrer glücklich gemachten Völker zu stehen. Nur Joseph ist es vorbehalten, den lezten Flor von dem Angesichte der Wahrheit abzuziehen, womit sie Betrug, Tyranney, Schwärmerey und Aberglauben behangen haben. Unter seinen Händen falle alles, was der Wahrheit und Tugend von Erdichtung, Vorurtheilen, und demüthigen Gebräuchen aufgebürdet worden; und werde alles dasjenige ausgeführt, was Fleiß, Kenntniß und Erfahrung schon lange entworfen haben. — Lassen sie sichs um ihr liebes Wien nicht bange seyn! Kein Wunder, daß es jezt noch die meisten Unzufriednen giebt, und deren jezt noch immer mehr geben wird. Der Kranke, dem man ein Glied des Leibs abnehmen muß, um den ganzen Körper zu retten, verwünscht in dem schmerzhaften Augenblicke den Arzt. Genug für jezt, wenn die ganze vernünftige Welt die Billigkeit und Nothwendigkeit einsieht! Wenn keine unzufriednen

Mönche

Mönche hier herrschen; keine unnütze Brodfresser das Einkommen des Staats aufzehren können; wenn man bey uns aufgeklärter, mehr zur wahren Tugend und Religion gelanget seyn wird, dann wird man auch in Wien allgemein statt: **Es sind schlimme Zeiten!** mit Virgil ausruffen:

Redeunt Saturnia Regna.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Biwancko, Ignatz Joseph,

Die Unzufriednen in Wien mit Josephs Regierung

[Salzburg] 1782

J.can.p. 909-7#Beibd.9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10546630-9
VD18 14759977